



MEINE ERZÄHLUNGEN

LEOPOLD VON
SACHER-MASOCH

Meine Erzählungen

Leopold von Sacher-Masoch

Inhalt:

[Leopold von Sacher-Masoch – Biografie und Bibliografie](#)

[Israel.](#)

[Der Weihnachtsabend des Rebb Abramowitsch.](#)

[Rabbi Abdon.](#)

[Das Mahl der Frommen.](#)

[Der Buchbinder von Hort.](#)

[Galeb Jekarim.](#)

[Gelobt sei Gott.](#)

[Schalem Alechem.](#)

[Haman und Esther.](#)

[Bär und Wolf.](#)

[Du sollst nicht tödten.](#)

[Don Juan von Kolomea](#)

[Der Capitulant.](#)

[Der Wanderer](#)

[Mondnacht.](#)

[Aus einem Brief des Verfassers an die Herausgeber des](#)

[»Salon.«](#)

[An Emerich Grafen Stadion in Venedig.](#)

Meine Erzählungen., Leopold von Sacher-Masoch
Jazzybee Verlag Jürgen Beck
Loschberg 9
86450 Altenmünster

ISBN: 9783849634506

www.jazzybee-verlag.de
admin@jazzybee-verlag.de

Leopold von Sacher-Masoch - Biografie und Bibliografie

Schriftsteller, geb. 27. Jan. 1835 in Lemberg, gest. 9. März 1895 in Lindheim in Hessen, studierte die Rechte, habilitierte sich bereits 1855 in Graz als Dozent für Geschichte und veröffentlichte mehrere historische Werke, widmete sich aber bald ganz der Literatur. Er lebte seitdem als Schriftsteller in verschiedenen Städten Österreichs und siedelte 1882 nach Leipzig über, wo er bis 1885 die internationale Revue »Auf der Höhe« herausgab, dann nach Paris, wo er auch für französische Zeitschriften schrieb, schließlich nach Lindheim in Hessen. Seine äußerst zahlreichen Romane und Novellen verraten Talent der Darstellung, bekunden aber dabei einen höchst bedenklichen Realismus. S. war der Vertreter des nach ihm benannten Masochismus. Am meisten Aufsehen und Anstoß erregten: »Das Vermächtnis Kains« (1. Teil: »Die Liebe«, Stuttg. 1870, 2 Bde., 3. Aufl. 1878; 2. Teil: »Das Eigentum«, Bern 1877, 2 Bde.); »Falscher Hermelin«, Geschichten aus der Bühnenwelt (Leipz. 1873, 6. Aufl. 1897); »Liebesgeschichten aus verschiedenen Jahrhunderten« (das. 1874); »Polnische Geschichten« (Bresl. 1887, 2. Aufl.

1906). Vgl. Schlichtegroll, S. und der Masochismus (Dresd. 1901). – Verheiratet war S. seit 1873 mit Aurora v. Rümelin (geb. 14. März 1847 in Graz), die unter dem Namen Wanda von Dunajew unter anderem den »Roman einer tugendhaften Frau« (Prag 1873), »Echter Hermelin« (Bern 1879), »Die Damen in Pelz«, Roman (Leipz. 1881), zuletzt »Meine Lebensbeichte, Memoiren« (Berl. 1906) veröffentlicht hat.

Israel.

Goethe sagt: Das auserwählte unter den Völkern ist nicht das beste, sondern das andauerndste.

In diesem wunderbaren Ausspruch ist die ganze Geschichte des israelitischen Volkes enthalten, alle seine Schicksale, gute und böse, spiegeln sich in demselben. Ja, es war unter allen Völkern, die den Erdball bewohnen, das ausdauerndste und deßhalb hat es viel größere und mächtigere, als es selbst war, überlebt und sah den Ruhm, die lärmenden Thaten, den Glanz der Jahrhunderte, vorüberziehen, gleich Schemen. Es hat das üppige Babylon in den Staub sinken sehen, das Reich der Pharaonen und Rom, der Sturm der Völker brauste an ihm vorüber, Gothen, Vandalen und Hunnen, das römische Kaiserreich Karl's des Großen fiel in Trümmer, das geistliche Weltreich der Päpste, die Monarchie Karl's V., in der die Sonne nicht unterging. Holland, Schweden, Polen, traten vom Schauplatz ab, Spanien erntete die traurigen Folgen seiner Verfolgungswuth, der Thron der Bourbonen wurde umgestürzt, und der neue Cäsar fand in den Eiswüsten Rußlands sein Ende, doch Israel bestand noch immer. Es trotzte dem Mord, der Pest, dem Scheiterhaufen und ging

durch den Wechsel der Zeiten, ergeben und geduldig, die heiligen Gesetzrollen um Arm.

Kein Volk ist so oft von Eroberern unterjocht, in die Sklaverei geschleppt, getheilt und zerstreut, keines so mit Feuer und Schwert verfolgt, unterdrückt, beraubt, geschmäht und gequält worden und es lebte immer und lebt noch heute, frisch und kräftig, wie einst in den gesegneten Thälern Kanaans.

Und doch ist heute wieder eine große Verfolgung gegen dasselbe im Zuge, ein Kampf, der durch alle Länder Europas geht, bedroht die schwer errungenen Rechte, die Bildung, das Eigenthum der Israeliten, ja ihre Existenz.

Woher in unserer Zeit, genau ein Jahrhundert nach der großen Revolution, nach der Proklamation der Menschenrechte, dieser Haß dieser Rassenkrieg. dieser religiöse Verfolgungswahn?

Mögen sich auch starke, egoistische, zumeist ökonomische Interessen unter der religiösen und nationalen Maske verbergen, es zeigt sich trotzdem in dieser ganzen Bewegung unleugbar eine Leidenschaft, welche nicht durch nüchterne Motive dieser Art erklärt werden kann.

Das jüdische Volk ist das älteste Kulturvolk Europas. Das ist der Grund. Andere Völker, welche eine gleich alte Kultur besitzen, sind ohne Einfluß auf uns geblieben, wie die Chinesen und Indier, oder vom Schauplatz verschwunden, wie die Ägypter, Griechen, Römer. Hier ist aber ein Volk, mitten unter uns, das eine geordnete, musterhafte Staatsverfassung, das gute, vernünftige, humane Gesetze, einen reinen Gottesglauben, einen erhabenen Kultus, edle Sitten, die einzig richtige Moral und eine große, herrliche Literatur besaß, zu einer Zeit, wo unsere Voreltern noch in

Höhlen oder Pfahlbauten wohnten, und im Kampfe mit wilden Thieren selbst ein halbthierisches Dasein führten. Und diese alte Kultur, dieser reine Glaube, diese herrliche Moral sind diesem Volke nicht zu einer Vergangenheit geworden, mit der spätere Schicksale und eine neue Civilisation jeden Zusammenhang zerrissen haben, sie sind keine interessanten Antiquitäten geworden, oft nur mit dem Reiz der Rarität, wie die Religion des Inkas, wie die altgermanische Götterwelt der Edda oder der Perun und die Lada der alten Slaven, nein, der Strom ihrer Bildung geht ununterbrochen, nur immer breiter und mächtiger durch die Jahrhunderte von Palästina an, durch die Blüthezeit griechischer Kunst und römischen Staatswesens, durch das finstere Mittelalter mit seinem großen Kampfe der Kaiser gegen die Päpste, durch die kirchliche Revolution Luther's und die Umwälzung von 1789 hindurch bis in unsere Tage.

Das Volk Israel ist aber nicht nur das älteste Kulturvolk, sondern auch heute in Europa mitten unter gebildeten Völkern, die eine hohe Stufe der Gesittung erreicht haben, das gebildetste, jenes, das die beste Moral, die mildesten Sitten besitzt und auf allen Gebieten menschlichen Wissens die regste Thätigkeit entwickelt.

Die alte Kultur ist nicht ohne Einfluß auf seine physische Natur geblieben. Durch Jahrtausende mit großen Ideen, erhabenen Empfindungen, edlen Gesinnungen und guten, menschlichen Sitten vertraut, hat es die thierischen Instinkte, die barbarischen Atavismen, weit mehr überwunden, als jedes andere und übertrifft alle an Humanität, das ist an Friedensliebe, Abscheu vor Gewaltthat und Blutvergießen, Sittlichkeit und Nächstenliebe.

Dies beweist die europäische Statistik und gegen die Sprache der Zahlen gibt es keine Einwendung. Der Haß anderer Völker gegen das Volk Israel ist also nichts anderes, als der Haß des Indianers gegen den Trapper, der Haß des Wilden gegen den civilisirten Menschen.

Nie hat ein wahrhaft gebildeter Geist, ein wahrhaft edles Herz, ein wahrhaft reiner Charakter die Juden gehaßt oder verfolgt, im Gegentheil, die erleuchteten Männer aller Zeiten, aller Nationen haben sie vertheidigt und beschützt.

Diese Auserwählten liebten und lieben die Juden aus verschiedenen Gründen.

Zuerst, weil in dem jüdischen Volke, wie in keinem anderen, der Familiensinn lebendig ist, welcher die wichtigste Grundlage einer gesunden, sittlichen, politischen und sozialen Entwicklung ist.

Daß das israelitische Volt, als das älteste Kulturvolk den Sinn für Ehe und Familie am kräftigsten bewahrt hat, daß Ehelose in demselben eine seltene Ausnahme bilden, daß es mit Kindern reicher gesegnet ist, als jedes andere, daß in ihm die Liebe zwischen den Gatten, die Liebe der Eltern zu ihren Kindern und der Kinder zu ihren Eltern so lebendig ist, beweist, daß die Kultur, welche es besitzt, die geistigen Vorzüge nicht auf Kosten der physischen entwickelt hat, daß sie, statt den Verfall der jüdischen Rasse herbeizuführen, dieselbe in einem blühenden Zustand erhalten hat, somit, daß diese Kultur eine gesunde und naturgemäße ist.

Ein zweites Moment des jüdischen Wesens, das ihm die Herzen gewinnt, ist das Mitleid.

Schopenhauer, der Philosoph des Pessimismus, sieht im Mitleid die edelste, schönste Blüthe des Menschenthums, die Ueberwindung des Willens, der Selbstsucht.

Diese schönste Blüthe der Menschennatur, sie treibt nirgends so reich wie an dem jüdischen Stamm, in keinem Volke ist das höchste Moralgesetz, das Gesetz der Nächstenliebe so lebendig wie in dem israelitischen.

Als die Judenbill im englischen Oberhause diskutirt wurde, fragte ein Mitglied des Hauses den Erzbischof von Canterbury, den Primas der englischen Hofkirche: Ist es wahr, daß die Juden ein anderes Moral haben als die Christen?

Da erwiderte der erleuchtete Oberhirt: Die Juden haben diesselbe Moral wie wir, der Unterschied besteht nur darin, daß sie dieselben befolgen und wir nicht.

Kein Volk ist so mitleidig, so wohlthätig wie das jüdische, und es fragt nicht erst lange, ob der Unglückliche die Hülfe auch verdient, es fragt auch nicht, welchem Volke oder Glauben er angehört. Der Jude sieht in dem Hilfsbedürftigen einen Menschen, einen Bruder und hilft ihm, er kleidet den Bloßen, speißt den Hungrigen und pflegt den Kranken.

Eine weitere Tugend des jüdischen Stammes, welche derselbe aus seinen ältesten Wohnsitzen mitgebracht und unter allen Verhältnissen bewahrt hat, ist die Achtung vor dem Geiste und dem Wissen.

Mit dieser Achtung vor dem Geiste, vor dem Wissen geht Hand in Hand *die Liebe zur Freiheit und zum Fortschritt*. Diese große, jüdische Eigenschaft hat das Volk Israel zu einer ganz besonderen für die ganze Menschheit

segsreichen Rolle berufen. Zerstreut über den ganzen Erdboden sind die Juden doch ein Volk, eine große Gemeinde geblieben, und so wurden sie gleichsam die elektrischen Drähte, auf denen die neuen Ideen und Tendenzen durch die Welt liefen, zugleich aber, erst unbewußt, dann mehr und mehr mit der edelsten Absicht die Träger der Kosmopolitismus.

Wenn die anderen Völker von ihren nationalen Interessen beherrscht und eingeengt wurden, blickte der Jude frei über die Grenzpfähle hinweg und fühlte sich vor allem als Mensch. Sein Gesichtskreis war jederzeit ein weiter, er umfaßte die ganze gebildete Welt, ja, darüber hinaus die Menschheit, und wenn die Anderen sich befehdeten, beraubten, mit Feuer und Schwert verfolgten, so erinnerte sie der Jude an jene höheren, größeren Ziele und Interessen, welche Allen gemeinsam sind und Allen Segen bringen, während das Schwert dem Sieger ebenso gut Wunden schlägt wie dem Besiegten.

Eine wahrhafte Geschichte der europäischen Zivilisation, nach den einzig richtigen Prinzipien eines Thomas Buckle ist noch nicht geschrieben; wenn wir sie eines Tages haben werden, wird sie zugleich eine ruhmreiche Geschichte des jüdischen Namens sein.

Und deßhalb ist es schon eine Pflicht der Dankbarkeit für uns, die wir den Juden so viel verdanken, dieselben nicht zu kränken und zu verfolgen, sondern ihnen mit Wohlwollen und Achtung entgegen zu kommen. Vor allem aber sie *kennen zu lernen*, ehe wir über sie urtheilen.

Zu dieser Kenntniß jüdischen Wesens sollen auch die folgenden Geschichten ein Weniges beitragen.

Lindheim in Oberhessen, Weihnachten 1892.

Dr. Leopold von Sacher-Masoch.

Der Weihnachtsabend des Rebb Abramowitsch.

Es war an einem Freitag und am Weihnachtsabend. Eine eigentümliche Ruhe und Stille war in der Natur, man hörte nicht einmal das Schreien eines Raben oder die Stimme eines Wolfes in der Ferne, alle Welt schien zu feiern und etwas zu erwarten, ein Ereigniß, die Ankunft eines lieben Gastes, eine große und seltene Freude. Nur einer war noch in Bewegung und unterwegs, es war ein armer, kleiner, polnischer Jude, Rebb Abramowitsch. Er beeilte sich furchtbar, und es war, als ob er nicht von der Stelle käme, denn um ihn war die Dunkelheit, der Frost, der Schnee, und wenn er tausend Schritte weiter gegangen war, war es wieder die Dunkelheit und der Schnee, keine Hütte, kein Baum, kein Ziehbrunnen war zu sehen, nicht einer jener Gegenstände, die uns sonst in der unendlichen Ebene als Wegweiser und Meilenzeiger dienen.

Rebb Abramowitsch beeilte sich, weil er jeden Augenblick erwartete, den schönen Stern zu sehen, welcher den Anfang des Sabbath ankündigt, diesen glänzenden Boten des Himmels, welcher zugleich ein Bote des Friedens und der Freude für Tausende ist, welche einst die Rosen von Saron blühen und die Trauben von Kanaan reifen sahen und jetzt in den schmutzigen Städten und elenden Dörfern Rußlands und Polens zerstreut sind, hier zwischen Lehmwänden und Strohdächern, dort in kleinen Gewölben zusammengepreßt wie ihre Waaren, welche Staub und Motten verzehren. Noch sah er den Stern nicht, vielleicht, weil er wie jeder Jude mit seinem Gotte zu handeln verstand, weil er, der es niemals gewagt hätte, ihm

ungehorsam zu sein, es ganz selbstverständlich fand, denselben zu überlisten.

Rebb Abramowitsch drückte die Augen zu, warum sollte er es nicht? wo stand es denn im Talmud geschrieben, daß dies verboten sei? aber er machte zu gleicher Zeit Schritte, wie er sie noch nie gemacht hatte, es schien, daß er seine Beine als etwas Unnützes von sich schleudern wollte, und seine enge Brust keuchte unter dem großen Bündel, das er auf dem gekrümmten Rücken trug. Seine Glieder flogen hin und her wie die einer Marionette, der Wind, welcher über die Fläche blies, drohte sie jeden Augenblick zu trennen und nach allen Himmelsgegenden zu entführen. Und während Rebb Abramowitsch die Augen zudrückte und die Beine von sich warf, kamen die kleinen mageren Hände aus dem Kaftan hervor und machten Gesten, die nur er verstand, und sein gelbes Gesicht blickte kummervoll. Er selbst machte sich bittere Vorwürfe darüber, daß er sich verspätet hatte, denn er kannte die Gesetze besser als jeder Andere. Er trieb Handel mit allem was sich kaufen und verkaufen läßt und war zugleich ein Weiser, ein Grübler, der sich nicht einmal vor dem Irrgarten der Kabbalah, der jüdischen Geheimlehre, fürchtete. Die verschleierte Schöne, wie die Juden den Talmud nennen, begleitete ihn auf allen seinen Wegen, sie lächelte ihm zu, während er Zwiebeln oder Eier kaufte und wenn er rothe Tücher, falsche Korallen oder bunte Bänder verkaufte. Diese gefährliche Schöne, welche schon so viele Köpfe mit kurzen Löckchen und langen Bärten verdreht gemacht hat, hatte ihm auch heute eines ihrer Räthsel aufgegeben, und dieses Räthsel war Schuld, daß er zu spät kam, daß er, während der Sabbath schon begonnen hatte, noch unterwegs war und auf diese Weise den Sabbath entheiligte.

Die verschleierte Schöne war schuld und der tiefe Schnee, welcher seine Schritte hemmte, denn dieser hing nicht wie ein Aufputz von Spitzen an den Gegenständen, er nahm von allem Besitz, Erde, Himmel und Wasser, alles war Eis und Schnee.

Da wurde es licht und als Rebb Abramowitsch vorsichtig mit halb geschlossenen Augen um sich blickte, bot sich ihm ein wunderbares Schauspiel dar. Die weite Ebene schlummerte unter dem weißen, flimmernden Hermelin des Winters mit blitzenden Eiszapfen wie mit Diamanten geschmückt. Nicht weit von der Straße zog jetzt der Fluß dahin, mit Eis bedeckt, eine große glänzende Schlange, die sich streckt und windet. Kleine Hügel erhoben sich zur Rechten, Zäune aus Birken standen da, der Wald drängte sich in düstren Massen heran, deren schweigendes Dunkel hier und da durch zwei irrende Lichter, die phosphoreszierenden Augen eines Wolfes, der auf Raub ausging, belebt war.

Wieder hundert Schritte und ein Teich breitete sich nahe der Straße aus, ein Garten mit silbernen Blumen. Einzelne Weiden neigten traurig ihre kahlen Aeste, an denen große Eiszapfen hingen. Rebb Abramowitsch sah dies alles deutlich, aber den Stern sah er immer noch nicht, denn er wagte es nicht, sein ängstliches, bleiches Gesicht zum Himmel zu erheben.

Endlich Lichter, silberne Wälle, silberne Dächer, ein Dorf, still und schlummernd. Es war nicht das, in dem der arme Jude wohnte, aber er wußte, daß er hier Glaubensgenossen finden, daß er bald ein Dach über seinem Kopfe haben würde und so klopfte sein Herz plötzlich freudig und er erhob unwillkürlich den Kopf.

Der Himmel war über ihm, eine weite Kuppel, ruhig und dunkel und jetzt mit einem Male stand der schöne Stern vor ihm, der Bote der Nacht, der Liebe und des Friedens, der den Kindern Israels die Nacht und mit dieser den Tagesanfang ankündigt, der Stern, welcher den armen Hirten und den Königen des Morgenlandes die Ankunft des Erlösers verkündet hatte.

"Sabbathanfang!" murmelte er. In diesem Augenblick suchte er nicht nur seinen Gott, sondern sich selbst zu täuschen. Er wußte aber jetzt auf jeden Fall, daß er seinen Weg nicht fortsetzen dürfe, ja, daß er an der ersten Thüre, wo er die kleine Rolle mit einem Satze des alten Testaments erblicken würde, anklopfen müsse. Er ging jetzt sachte, er schlich längs der Hütten hin und blickte vorsichtig in die Fenster und auf die Thürpfosten. Da stand zur Linken ein Haus, etwas abseits von den andern, das nicht aus Weidenruthen und Lehm, sondern aus Holz aufgeführt, und nicht mit Stroh sondern mit rothen Ziegeln gedeckt war.

Ein Fenster dieses Hauses war hell erleuchtet, so daß breite Garben eines weißen, milden Lichtes vor die Füße des armen Wanderers fielen. Er blieb stehen. "Ein jüdisches Haus, dachte er, denn die Sabbathlampe brennt, und ein reiches Haus, denn es gleicht fast einem Edelhof." Rebb Abramowitsch trat näher, er suchte die Rolle und fand sie nicht, er blickte in das erleuchtete Fenster, aber er konnte nichts entdecken, da die dichten Vorhänge vollständig zugezogen waren. Noch einmal blickte er um sich und als er sah, daß nur in diesem einen Hause dieser Glanz war, der den Eingang und das Ende des Sabbaths begleitet, so faßte er sich ein Herz und trat durch den Flur und die offene Thür in die erleuchtete Stube mit den Worten: "Der Gott Abrahams, Israels und Jakobs segne Euch."

Doch nur zwei Schritte hatte Rebb Abramowitsch" gemacht und schon stand er starr und fast entsetzt da und zu gleicher Zeit blickten alle, die in dem weiten Gemach waren, halb erstaunt und halb ärgerlich auf ihn.

In der Mitte der Stube stand in einem irdenen Topf ein großer Tannenbaum, welcher Rebb Abramowitsch an den brennenden Busch Mosis erinnerte, er strahlte von kleinen Lichtern, welche ihren zitternden Glanz auf die vergoldeten und versilberten Aepfel, Nüsse und Tannenzapfen warfen, die sich zwischen grünen Nadeln verbargen. Dazwischen sah man Reiter und Thiere aus Lebkuchen, allerhand Spielzeug und hoch oben einen funkelnden Stern, während um den Baum herum verschiedene Dinge, die sorgfältig in Papier gewickelt waren, herumlagen. In einem Lehnstuhl saß eine hochbetagte Frau, mit weißem Haar und einem glücklichen, gütigen Gesicht. An sie hatten sich ihre kleinen Enkel geschmiegt, von jener Scham und jener Furcht beherrscht, welche die höchste Freude erzeugt, während ihre Tochter, die junge, schlanke Herrin des Hauses eben begonnen hatte, die Geschenke zu vertheilen und die Dienstboten mit ihren hohen, schweren Stiefeln und ihren an die asiatischen Steppen mahnenden langen zottigen Röcken sich seitwärts an die Wand drückten.

Der Hausherr, welcher eben den Kindern die Krippe mit dem Christuskinde zeigte, kam zuerst zur Besinnung.

"Was willst Du hier?" rief er, "mach, daß Du fortkommst!" Rebb Abramowitsch hatte längst begriffen, daß er am unrichten Orte und zu unrechter Zeit gekommen war, und so setzte es ihn garnicht in Erstaunen, daß man ihn hinauswies. Wenn er über etwas erstaunte, so war es, daß man nicht gleich die Hunde auf ihn hetzte. Er neigte sich demüthig vor der schönen Frau, die ihm in ihrer mit Zobelpelz besetzten Kazabaika aus türkischem Stoff wie

eine Czarewna erschien und zog sich dann ängstlich über die Schwelle zurück, indem er Schritt für Schritt unter tiefen Bücklingen nach rückwärts ging. Da eilte ihm ein großer Knabe nach, groß und schön, neun oder zehn Jahre alt, mit blondem Haar, auf dem der goldige Widerschein des Christbaumes spielte, und großen blauen Augen. Das Kind nahm Rebb Abramowitsch bei der Hand und sah ihn an. Der arme Jude wußte nicht, wie ihm geschah. Er hatte in der Kabbalah von den verschiedenen Heeren der Engel gelesen, welche die Himmel beleben, aber er hatte noch nie einen Engel gesehen. Jetzt aber war es, als stände einer vor ihm. Das Kind sah ihn an, mit diesen überirdischen Augen, in denen der Traum eines Glückes war, das nicht ist, einer Schönheit, die man nicht findet, einer Wahrheit, die man vergebens sucht, einer Liebe, die nicht von dieser Erde ist.

"Geh' nicht fort," sagte das Kind leise und schlug jetzt die Augen nieder.

"Laß ihn doch," flüsterte die Mutter ärgerlich, als sie die weiße sammtne Hand des Kindes in der wetterbraunen, von Frost gerötheten des Juden sah. Dieser nickte dem Kinde zu, traurig und dankbar zugleich und wollte gehen, aber der Knabe hielt ihn zurück.

"Warum soll er nicht bei uns bleiben," fragte er erschreckt, wie wenn sich zum ersten Male der Abgrund des Lebens vor ihm aufthun würde, "was hat er denn Böses gethan? Ist Weihnachten, ist das Christkind nicht für alle!" Große Thränen traten ihm in die Augen und er hielt den armen Juden mit beiden Händen fest.

In diesem Augenblick vergaßen die Menschen, die hier um den Christbaum vereint waren, die Vorurtheile, die sie aus ihren Büchern geschöpft hatten, die Großmutter winkte

dem Juden zu bleiben, die schöne, junge Frau lächelte ihm zu, und Rebb Abramowitsch dachte an alles, nur nicht an das Gesetz, das ihm verbot, bei einem Christen zu genießen, was nicht koscher war.

Er ließ sein Bündel zur Erde gleiten, stellte den Stock in die Ecke und folgte dem schönen Knaben zu dem flimmernden Baum, wo ihn dieser mit vergoldeten Aepfeln und Nüssen, mit Lebkuchen und verschiedene hübschen Kleinigkeiten beschenkte.

Rebb Abramowitsch dankte, lächelte und wehrte ab, aber das Kind ließ es sich nicht nehmen, auch noch selbst die tiefen Taschen seines Kaftans zu füllen. Nachdem ein jeder erhalten hatte, was ihm bestimmt war, ging man in das Nebenzimmer, wo der Tisch gedeckt war, und der arme Jude saß jetzt mitten unter der adeligen Familie, und es fiel ihm gar nicht ein, daß er das Gesetz verletzt hatte und bei Christen aß. Der schöne Knabe saß neben ihm und freute sich, daß er ihm vorlegen durfte, und Rebb Abramowitsch hielt es für seine heilige Pflicht, alles aufzuessen, was der kleine Engel auf seinen Teller legte, und das Merkwürdigste war, daß er nicht daran erstickte, obwohl es nicht koscher war. Nach dem feierlichen Mahl versammelten sich alle vor der erleuchteten Krippe, und sangen zusammen die Kolendy, die uralten Weihnachtslieder. Rebb Abramowitsch lauschte, seltsam bewegt, der hellen, süßen Stimme des Knaben, welche auf silbernen Flügeln über dem Chor der anderen zu schweben schien und vergaß mehr und mehr sich, die Welt und vor allem den Talmud mit seinen strengen Gesetzen. Als der Gesang zu Ende war, erwachte er wie aus einem Traume, besann sich und ergriff rasch sein Bündel und seinen Stock, um bei Glaubensgenossen, ein Obdach für die Nacht zu suchen. Der Knabe reichte ihm die Hand und sah ihn noch einmal an, mit diesen Augen, die jedes Herz bewegen

mußten, während der Jude seine braune Hand auf dessen Scheitel legte und ihn segnete. Dann ging er rasch hinaus.

Draußen war die flimmernde Winternacht und der funkelnde Sternenhimmel. Aus der Ferne ertönte Gesang, und es war, als ob die Engel in der heiligen Nacht hoch oben in den Lüften schweben und singen würden: "Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden."

So kam es, daß Rebb Abramowitsch Weihnachten feierte und sich zum ersten Male der Geburt unsres Heilands Jesus Christus freute.

Rabbi Abdon.

Die Kabalah. - Der Jude als Ackerbauer.

Die Sonne war untergegangen. Die Nebel des düsteren Winterabends breiteten sich langsam um die Thürme und Dächer der kleinen Stadt, welche tief im Süden Rußlands zwischen wilden Waldrevieren, Sümpfen und Steppen verloren war. Der Sturm hatte überdies hohe Schneewälle aufgeführt, welche die Menschen in ihren kleineren hölzernen Häusern gefangen hielten. Im letzten Abendstrahl schienen die Frostblumen an den kleinen Fenstern noch einmal in den Farben des Frühlings aufzublühen.

Dann erlosch auch dieser armselige Schimmer und graue eintönige Dämmerung erfüllte das weite Gemach, in dem der greise Rabbi Abdon saß, vertieft in seltsame Gedanken und Erinnerungen.

Die alte Magd kam leise herein, zündete die Lampe an und verschwand wieder unbemerkt, wie sie gekommen. Der Rabbi regte sich keinen Augenblick. Das flackernde Licht

tauchte all' die heiligen und geheimnißvollen Dinge, die ihn umgaben, die Gesetzrollen, die Lederbände des Talmud, den Sochar, das Buch des Glanzes und den Ilan, den Baum des Lebens, an der Wand in eine Art Verklärung, aber der Greis sah sie heute nicht. Sein hagerer Körper, in sich zusammengesunken, schien leblos, sein mit Runzeln bedecktes Antlitz erstarrt, nur die großen Augen verriethen, daß sein Geist noch nicht entflohen war.

Er fragte sich in diesem Augenblick, warum er noch lebe? Er hatte ein gottesfürchtiges, tadelloses Leben hinter sich, und er hatte alle Geheimnisse der Kabbalah erschlossen, ihn erwartete die Seligkeit der Frommen und der große Lohn, welcher jedem zugesagt ist, der sich mit der Wissenschaft beschäftigt, die Gott selbst dem Adam überliefert haben soll. Was half ihm aber seine Frömmigkeit, was half ihm sein Wissen? Er war allein, einsam in einer Welt, die er nicht verstand, und die ihn nicht verstand, verlassen, ohne Liebe, unter Menschen, die ihm nur mit heiliger Scheu und Ehrfurcht nahten.

Was nützten ihm am Rande des Grabes Gematria, Notarikon und Themurah, die Lehre, mit deren Hilfe man den geheimen Sinn entziffert, den Gott in die heilige Schrift gelegt? Was nützte es ihm, daß er in stillen Nächten den Urquell des Lichtes, des Geistes und des Lebens, den Verborgenen der Verborgenenheiten wie hinter einem Schleier sah? Daß er im Menschen, die Welt im Kleinen, wie in einem Zauberspiegel betrachten konnte? Daß er mit den zehn Sephirot und den vier Welten vertraut war, daß die Engel bei ihm aus- und eingingen? Wozu diente ihm seine Macht über die Geister und Dämonen? Er konnte Samael und Aschmadin bannen, wenn er wollte und die schöne Lillith zwingen seinen Geboten zu gehorchen, aber er war machtlos gegen den Nebel, der sich um ihn zu

Gestalten zusammenballte, gegen die Stimmen, die in der Stille des Abends heimlich zu flüstern begannen.

Ja, er war allein mit seinen todtten Schätzen, und er hatte doch einst ein geliebtes Weib gehabt, schön und tugendsam, und einen Sohn – ja dieser Sohn – wo war er? lebte er noch? oder war er geschieden von der Erde wie seine Mutter?

Sie war ein stilles, reizendes Geschöpf, diese kleine Frau, die schlank und schön wie ein Reh durch seine Zimmer schlüpfte, wenn er in seine Folianten versunken war. Selten nur stahl sich ihr Lächeln wie Mondlicht in seine Seele, meist beachtete er sie gar nicht. Vergebens schmückte sie ihre anmuthigen Glieder, vergebens ließ sie ihre helle Stimme, ihr verschämtes Lachen in diesem finstern Raum ertönen, in dem sich ein kleiner Menscheng Geist vermaß die Pforten des Paradieses und der Hölle aufzureißen.

Und sie hatte ihn dennoch geliebt, aber einsam, mit ihrem armen darbenden Herzen war sie zu früh dahingewelkt, und eines Tages lag sie mit ihrem letzten Lächeln auf den kalten Lippen da.

Er hatte sie verloren für immer.

Und jetzt! jetzt hätte er den kleinen Sammtpantoffel an ihrem Fuße küssen mögen, wenn er nur wieder einmal ihren leisen Schritt hätte vernehmen können inmitten dieser mit Staub und Moder bedeckten Welt, die ihn umgab.

*

Aber sein Sohn! Er lebte vielleicht noch, nur weit von ihm, sehr weit in der Ferne.

Er war sein ganzer Stolz gewesen. Er sollte nicht allein der Erbe seines Namens, aller seiner Habe werden, ein ungleich kostbareres, heiliges Vermächtniß wollte er ihm hinterlassen, seine ganze Weisheit, das Gold der Wissenschaft, das er aufgespeichert, alle Geheimnisse, die ihm die Zauberkraft der Kabbalah aufgeschlossen hatte, und er hatte dies alles verschmäh't um eines thörichten Mädchens, um einiger grünen Bäume und um eines Feldes voll reifender Aehren willen. Zum Rabbiner war er bestimmt, der kleine Simon, aber er liebte die Stubenluft nicht. Wenn der erste Sonnenstrahl auf den Lederband fiel, vor dem er saß, war es wie ein goldner Faden von Feenhand gewoben, der ihn hinauszog und hatte er erst diese schwarze Erde betreten, die der russische Bauer so zärtlich liebt, da fühlte er gleich diesem den Athem der treuen, unwandelbaren Freundin, der einzigen, die uns jede Sorgfalt, jeden Dienst tausendfach zurückgiebt, da hörte er in den rauchenden Blättern die geheimnißvolle Stimme der ewigen Mutter.

"Oh! ich kenne ein schöneres Buch", sprach er dann zu seinem Vater, auf den Talmud deutend, "das hat Gott selbst geschrieben, darin ist der grüne Wald zu sehen und Tonne, Mond und Sterne."

Wenn die Bauern ackerten, folgte er von Ferne gleich den Krähen ihrem Pfluge, und wenn die Sicheln zur Erntezeit erklangen, verbarg er sich hinter den Garben und weinte.

Rabbi Abdon hatte ihn schon als Kind verlobt mit der Tochter eines reichen Mannes, von gleich edlem Stamme, des Kaufherrn Jonathan Ben Levy in Amsterdam, dessen Schiffe bis nach Indien segelten.

Als Simon aber herangewachsen war, nahm eine Andere sein Herz gefangen. Es war ein armes Mädchen, Darka Bariloff. Ihre Eltern besaßen eine elende Schenke in der Vorstadt draußen und einen kleinen Acker.

Auf diesem Acker hatte Simon das schöne, kräftige Mädchen mit dem Leib einer Judith und dem holden, von rothblonden Flechten gekrönten Haupt einer Ruth, das erste Mal getroffen. Er war mit seinem Sohne Luchot-Haberith hinausgegangen in die Felder, um sich in den Geist der Kabbalah zu versenken und sah plötzlich das jüdische Mädchen, das hinter dem Pfluge ging, vor den ein mageres, kleines Pferd gespannt war. Da warf er den kostbaren Band weit von sich, ergriff den Pflug und setzte die Furche fort, welche Darka begonnen hatte, und als die Arbeit gethan war, saßen sie auf dem Feldrain und sprachen zusammen ernst und verständig, während sie aus Feldblumen einen Kranz wand, und zwischen ihnen blühte unsichtbar eine Wunderblume auf, die Blume der Liebe.

Der alte Rabbi erinnerte sich auch des Tages, wo es zu der verhängnißvollen Auseinandersetzung mit seinem Sohne kam. Er sah ihn in diesem Augenblicke vor sich mit seinen leicht gerötheten Wangen und seinen leuchtenden Augen. Jedes der harten Worte, die er damals im Zorn herausgestoßen, war noch in seinem Gedächtniß geblieben, und er hörte in dieser einsamen Stunde der Verlassenheit noch einmal die Antwort seines Simon, der ruhig und ehrerbietig, aber muthig und begeistert wie ein Prophet sprach:

"Der Jude", rief er zuletzt, "hat sich die unglückliche Lage, in der er sich heute noch in den östlichen Ländern befindet, nicht selbst geschaffen; er wurde durch seine Verfolger in die engen, finsternen Straßen des Ghetto gesperrt und von jeder Arbeit, jedem anderen Beruf ausgeschlossen,

gezwungen sich ausschließlich dem Handel zu widmen. Es ist aber unsere Schuld, wenn wir heute diese zweite babylonische Gefangenschaft verlängern, die Ketten sind gesprengt, die Schranken gefallen. Wer es mit seinem Volk, seinem Glauben ehrlich meint, der verlasse diese finsternen Winkel, in denen nur ein kleinlicher, engherziger Geschäftsgeist zu blühen vermag, oder eine düstre, grillenhafte, unfruchtbare Wissenschaft. Heute liegt das Feld der geistigen Arbeit offen vor uns, offen jede Art menschlicher Thätigkeit. In Odessa haben erleuchtete Männer unseres Stammes sich an die Spitze einer Bewegung gestellt, welche den Juden vor allem zu der Landwirtschaft, zum Ackerbau zurückführen soll, welche das Volk Israel im gelobten Lande glücklich und mächtig gemacht haben.

Ich will nicht mein Leben bei den Büchern versitzen, ich will nicht handeln und feilschen in einem dunklen Gewölbe, ich brauche Luft und Licht, und ich will selbst meinen Acker bestellen wie Boas." Der Vater blieb seinen Bitten verschlossen wie seinen Gründen, und als der Sohn bei seinem Entschluß beharrte, hatte er schon den Fluch auf den Lippen, aber er sprach ihn gottlob nicht aus.

Dieselbe Nacht hatte sein Sohn die Stadt verlassen und Darka war mit ihm entflohen

Seither, seit mehr als zehn Jahren, hatte man nichts von ihm gehört.

*

Die Lampen brannten trüber, der Nebel um ihn wurde dichter, seine Augen schienen zu erlöschen. Der alte Rabbi barg sein Gesicht in den Händen und heiße Thränen flossen seine Wangen herab.

Da ging leise, ganz leise die Thüre, ein Schritt ließ sich vernehmen, so sanft und zaghaft wie vormals jener seines Weibes, und dann zupfte es am Aermel, erst furchtsam und dann immer dringender.

Rabbi Abdon ließ die Hände sinken und hob den Kopf. Träumte er noch weiter oder war es eine selige Vision? Vor ihm stand ein Knabe, groß und schön – Simon – sein Sohn – wie er in jenen Tagen gewesen war, als der Greis sich abgemüht hatte ihn beim Talmud und des Kaballah festzuhalten. Langsam, immer von der Furcht geleitet, das schöne Bild könnte zerfließen wie der Nebel, wie die Phantome, die seine Erinnerung ihm vorzauberte, hob Rabbi Abdon die zitternde Hand und berührte den Knaben.

Nein, es war kein Schemen, er lebte. Der Greis, welcher die Arme nach ihm ausbreitete, um ihn zu segnen, um ihn an sein Herz zu ziehen, sprach feierlich den Namen des Ewigen aus, des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs und begann dann laut zu schluchzen.

Durch die offene Thür stürzte jetzt Simon herein und zu den Füßen seines Vaters, der den verlorenen Sohn stumm an seine Brust drückte. Darka folgte, ein kleines Mädchen an der Hand und ein zweites auf dem Arme.

Als Simon aufstand, staunte ihn der Rabbi an, er stand so groß so kräftig vor ihm in seinen hohen Stiefeln, seinem rothen Hemde und seinem langen Tuchrock, und wie schön kleidete das junge, jüdische Weib der gestickte Lammpelz und der Kokoschnik der russischen Bäuerin.

"Deine Kinder?" sprach Rabbi Abdon. Es waren die ersten Worte, die über seine Lippen kamen.

"Ja, Vater, dies ist Simon, der älteste, er hilft mir schon säen und führt die Pferde, wenn ich pflüge, und er liest auch schon die Thora und den Talmud."

"Ihr habt Land gekauft? – Womit?" fragte der Rabbi.

"Aus dem Erlös unserer Arbeit", erwiderte Simon, "wir haben gepflügt, gesäet, geerntet und gespart und heute sind wir reiche Bauern." "Und es wird Dir nicht schwer, Dein Feld zu bestellen?" forschte der Greis, "kann Dein Körper es aushalten?"

"Vater, ich war auch Soldat", rief Simon stolz, "ich habe mich gegen die Türken in Asien geschlagen und war dabei als Grenadier, an dem Tag der Ehren, wo wir Russen die Festung Kars mit Sturm nahmen."

"Wir sind gekommen um Dich zu holen, Vater," sprach jetzt Darka mit einem herzlichen Lächeln.

"Ja, Großvater," rief der Enkel, der zwischen seinen Knien stand, "ich habe schon eine Laube für Dich gebaut vor dem Hause, dort werden wir zusammen die Haggadoths lesen, willst Du?"

"Ob ich will?" rief der Greis, "gewiß will ich, Simonchen."

*

Heute wohnt Rabbi Abdon bei seinen Kindern und mitten unter seinen Enkeln. Die Gesetzrollen, der Talmud, der Sohar und der Ilan haben die Reise mitgemacht, er sitzt aber lieber in der Laube vor dem Hause, die der kleine Simon ihm erbaut hat, und noch lieber in dem Haus aus Garben, das der Knabe ihm aufrichtet jedesmal, wenn die Ernte begonnen hat. Dann leuchtet der blaue Himmel über

ihm, um ihn wehen die Halme und Gräser, klingen die Sicheln, die Lieder der Schnitter, und er sitzt mitten in dem Segen mit seinem Talmud, ein Patriarch.

Das Mahl der Frommen.

Der Possenreißer.

Adolf Tigersohn war der offizielle Possenreisser der jüdischen Gemeinde zu Lindenberg. Er war berühmt in Israel, so weit man eben in einer kleinen Stadt, in einem verlorenen Winkel, zwischen Haide und Moor berühmt sein kann.

Tigersohn war zur lustigen Person der göttlichen Komödie geboren. Alles an ihm war komisch, seine hagere Gestalt mit den langen, krummen Beinen, sein galliges, bewegliches Gesicht mit der großen Hackennase, seine großen blauen Rabenaugen, sein Gang, seine Bewegungen, seine Redeweise und doch war er im Grunde ernster als Alle, die ein grämliches Gesicht machten. Vielleicht war er nur ein verkappter Philosoph, dem die Welt aus der Höhe, aus der er sie betrachtete, klein und lächerlich erschien, aber sicher hatte er etwas von einem Narren Shakespeares und von dem Knappen des Ritters von la Mancha an sich.

Seine Talente waren unerschöpflich. Er war zugleich Taschenspieler, Sänger, Schauspieler, Akrobat, Musiker, Zeichner und Poet. Wenn er die Anwesenden nachzuahmen, wenn er Karrikaturen zu zeichnen, Gedichte, Lieder zu improvisiren begann, so nahm die Heiterkeit kein Ende. Alle Welt liebte ihn, die Jugend vergötterte ihn. Wer Tigersohn in seinem Glanze sehen wollte, mußte einer Hochzeit in Lindenberg beiwohnen, da gab er sein Bestes nach dem Spruche des Talmud: "Wer Braut und Bräutigam

erfreut, der hat soviel gethan, als habe er eine der Ruinen Jerusalems auferbaut."

Auch eine Heirath war in der lustigsten Weise vor sich gegangen.

In Lindenberg lebte ein hübsches und kluges, jüdisches Mädchen Fischele Löwenhaupt, ein Muster von einem Mädchen, aber sehr mager. Diese gute Seele hatte den unglücklichen Einfall, eines Tages zu behaupten, daß ein so lächerlicher Mensch, wie Adolf Tigersohn, niemals eine Frau bekommen könne.

"Wer hat das gesagt?" fragte der Possenreißer, als ihm dieses Urtheil hinterbracht wurde.

"Fischele Löwenhaupt."

"So – gerade sie wird mich nehmen."

Nicht lange darnach war Purim, der jüdische Karneval. Fischele war zu ihrem Oheim, dem reichen Kaufmann Marderkopf, geladen, und als die jungen Leute heiter zu werden begannen, erschien auch der Possenreißer, denn was wäre Purim ohne Adolf Tigersohn gewesen.

Der heitere Weise war diesmal als Türke gekleidet, hatte eine riesige Maskennase, eine große Brille und eine fuchsrothe Perrücke.

Ein von Frau Marderkopf wunderbar nach Art des Leviathan zubereiteter Hecht gab dem Possenreißer Anlaß, mit den Leberreimen zu beginnen, in denen er besonders groß war. Nachdem er alle Anwesenden mehr oder minder durchgehechelt hatte, wendete er sich an Fischele und sprach unter köstlichen Grimassen:

"Die Leber ist von einem Hecht und nicht von einem Bär, wenn manches Mädchen schweigen könnt', es vielmals besser wär. Die Leber ist von einem Hecht und nicht von einem Rochen, man findet schwerlich einen Mann mit nichts als Haut und Knochen."

Während die Anderen in ein schallendes Gelächter ausbrachen, floh die arme Fischele hinaus auf den Flur und als Tigersohn sich nun gleichfalls aus dem Staube machte, sah er sie draußen in einem dunklen Winkel stehen und weinen.

*

Der Possenreißer ließ erst ein paar Wochen in das Land gehen, dann kam er eines Tages in das Haus des Tapezierers Löwenhaupt, und da er ein helles Kleid hinter den Stachelbeerhecken erblickte, schlich er vorsichtig in den Garten und sah richtig Fischele in der Laube mit einem Buch und einem Strickstrumpf.

Sie sah ihn gar böse an, wie eine Katze, die sich zum Sprunge bereit macht, aber er kehrte sich nicht daran.

"Na, das ist schon ein guter Anfang," sprach er, "Sie lachen wenigstens nicht mehr über mich."

"Gehen Sie, Sie sind ein schlechter Mensch," rief Fischele, "wenn ich keinen Mann bekomme, so sind Sie daran schuld. Sie allein."

"Einen Mann bekommen Sie schon," erwiderte der Possenreißer, "aber hier in der Gegend nimmt Sie keiner – außer mir. Das ist richtig."

"Sie geben es zu."

"Gewiß, aber ich nehme Sie."

Fischele sah ihn starr an, dann begann sie laut zu lachen.

"Sie wollen mich zur Frau nehmen? Das ist doch gar zu komisch."

Tigersohn setzte sich gelassen auf die Bank zu Fischele und suchte ihre Hand zu erhaschen, aber sie versteckte sie und rückte von ihm fort.

"Hören Sie," flüsterte er, "jetzt haben wir uns nichts mehr vorzuwerfen. Ich bin lächerlich, Sie sind lächerlich, das stimmt. Tigersohn und Löwenhaupt stimmt auch. Man kann einen Pfau und eine Gans nicht zusammen einspannen, aber zwei reißende Thiere, wie wir, geben ein herrliches Gespann."

Fischele wendete sich ab und lachte in ihr Taschentuch hinein.

"Sind Sie noch böse?"

Sie antwortete nicht, aber er erhaschte ihre Hand und küßte sie.

"Ich werde aber immer über Sie lachen müssen, Adolf, wenn ich Ihre Frau bin."

"Es ist doch besser, als wenn Sie über mich weinen müßten."

"Und ... "

"Was, meine einzige Fischele?"

"Sie lieben doch die mageren Frauen nicht?"

"Ich kenne einen kleinen Doktor, der wird Sie von Ihrer Magerkeit kurieren."

"Also, Sie wollen mich durchaus?"

"Durchaus?"

"Gut. Ich nehme Sie."

Der Possenreißer klatschte jubelnd in die Hände, dann packte er das hübsche Mädchen beim Kopf und küßte sie.

Im Herbst feierten sie ihre Hochzeit. Alle Welt wünschte ihnen Glück und Segen, aber heimlich sagte ein Jeder:

Was soll das werden? Ein Narr und eine Närrin! denn wäre sie keine Närrin, hätte sie ihn nicht genommen.

*

Und was wurde es? Die beste Ehe, welche Lindenberg seit Menschengedenken gesehen hatte.

Vor allem geschah ein Wunder, Fischele war mit einem Male nicht mehr mager. Sie fragte wiederholt nach dem kleinen Doktor, der lange auf sich warten ließ, aber plötzlich war er da, es war der kleine Possenreißer, der schreiend in der Wiege lag und komische Gesichter schnitt, wie sein Vater, und zugleich war Fischele zu einem üppig schönen Weibe erblüht, um das mehr als einer den lächerlichen Tiegersonn beneidete.

Sie lebten wie zwei Täubchen. Wenn es überall Zank gab, im Hause des Possenreißers gab es keinen, ja nicht einmal eine Gardinenpredigt, die doch in einem deutschen Hausstand unerlässlich scheint.

"Wie macht es doch dieser Narr," sagte eines Tages der reiche Moritz Weintraub, "daß ihm seine Frau niemals den Kopf wäscht. Er sitzt doch oft länger im Gasthaus als wir, und niemals hat er Verdruß mit ihr."

Das war so einfach. Als die Honigwochen zu Ende waren, kam der Possenreißer einmal spät in der Nacht aus dem Wirthshaus zurück. Die junge Frau war schon zu Bett. Tigersohn kam in aller Hast herein und rief: "Schnell, Fischele, steh' auf aber recht schnell."

"Brennt es denn?" fragte sie erschrocken, während ihr Mann ihr die Hausschuhe anzog.

"Nein, nein, zieh' Dich nur an."

Sie schlüpfte in den blauen Morgenrock, welchen der Possenreisser bereit hielt.

"So," sagte er, "noch die kleine Haube, die Dir so gut steht."

Sie lächelte und setzte auch die Haube mit den rothen Bändern auf.

"Nein, bist Du hübsch!" rief der Possenreißer, wer hat solch' eine Frau in Lindenberg? Niemand als Adolf Tigersohn. So, jetzt kann es losgehen."

Er kniete vor ihr nieder, faltete die Hände und bat: "Gieb mir eine Mauschelle, Fischele."